

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuzle.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 6

Sonntag, den 3. Januar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 3. Januar. Genovefa
Montag, 4. Angela v. J.
Dienstag, 5. Telesphorus
Mittwoch, 6. Hl. Drei Könige

Donnerstag, 7. Reinhold
Freitag, 8. Lucian
Samstag, 9. Julianus.

Sonntag nach Neujahr

Evangelium des Hl. Matthäus 2, 19—23.

Nachdem Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn Joseph im Schlafe in Ägypten, und sprach: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel; denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben. Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt Herodes, seines Vaters, im Judenlande regiere, fürchtete er sich, dahin zu ziehen; und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa. Und er kam und wohnte in der Stadt, welche Nazareth genannt wird: damit erfüllet würde, was durch die Propheten gesagt worden ist, daß er ein Nazaräer werde genannt werden.

*

Geht in Gottes Namen! Das war das Wort, das uns Vater und Mutter immer auf den Weg gab, wenn wir eine längere Fahrt zu Fuß oder mit der Bahn zu machen hatten. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, was für einen Spruch ich dir auf den neuen Weg, den du heute angetreten hast, mitgeben soll, dann wüßte ich nicht, was ich dir besseres sagen könnte als: Geh in Gottes Namen! Auch der Gesandte des Kaisers, wenn er hinauszieht in die Hauptstadt des fremden Landes, sagt einen ähnlichen Spruch. Im Namen des Kaisers, d. h. im Auftrage, auf Geheiß des Kaisers komme ich, um die Interessen meines Fürsten, meines Landes wahrzunehmen. Und wie selbstbewußt, wie läßt so ein Gesandter auftreten. Er sagt sich ja: es steht einer hinter mir, der mich schützt und deckt mit seiner ganzen Macht. Meine Person ist unverleßlich, wehe dem, der mich anzurühren wagt. Nun schau, wenn du am ersten Morgen des neuen Jahres hinaustrittst vor dein Haus, und siehst das weite Land vor dir, das dir der Herr zum Bewohnen gegeben, und gehst hernach ins Amt, und der Priester auf der Kanzel versteht es, den Neujahrstag in rechtes Licht zu rücken, das du mit Händen greifen kannst, was an diesem Tag gelegen ist, dann muß es dir auf einmal ganz feucht und glänzend werden in den Augen, und mit einem Blick nach dem blauen Himmel oben, oder wenn du in der Kirche bist auf den Hochaltar sagst du dir jetzt: Gut, im Namen Gottes, auf Geheiß Gottes, im Auftrage Gottes tu ich den Gang ins neue Jahr. Ich werde meinen Fürsten, meinen Herrn und Gott gewissenhaft vertreten, ich werde seine Interessen wahrnehmen an mir und an allen, die in meiner Obhut stehen. Ich werde nichts auf meinen Herrn kommen lassen. So sprichst du zu Neujahr. Das wäre wie ein Schwur, wie ein Amtseid, den der Beamte beim Antritt seiner neuen Stelle beim Amtsgericht oder beim Landrat ablegt. Wie herrlich, wie mächtig und gebieterisch, wie unantastbar steht du jetzt da, in deinen eigenen Augen und in den Augen Gottes! Was wird jetzt Gott, dein Herr, von dir denken? Er wird sich sagen: er hat mir den Amtseid geschworen, für das ganze neue Jahr will er in meinen Diensten stehen. Ich kenne ihn, ich weiß, daß ich mich auf ihn verlassen kann. Er wird mir keine Unehre machen. Und du sagst bei dir: jetzt, da ich weiß, daß mich mein Herr und Fürst achtet, große Stücke auf mich hält, werde ich ihm meine ganze Kraft weihen, werde ich keine Gefahr scheuen, und selbst, wenn ich den Tod dabei erleiden sollte; denn ich weiß, daß er in diesem Fall erst recht mein übergroßer Lohn sein wird.

Das also soll dein Neujahrstag sein: Gott schickt dich in seinem Namen, und das Wort aus deinem Mund: Ja, Herr, ich gehe in deinem Namen! Jetzt mache dich nur läßt und voll Eifer auf den Weg, den Weg deines Berufes, deiner Stellung in der Familie, in der Gemeinde, den Weg des Kampfes gegen Sünde und Leidenschaft, gegen Kreuz und Leiden. Es kann dir nichts Böses widerfahren, und wenn auch hundertmal die Schwierigkeiten sich gegen dich, gegen dein Tun und deine Bestrebungen erheben, daß du schier meinst, es geht nimmer: doch es geht, es muß gehen, es wird gehen. Gott steht doch hinter dir, du bist doch sein Gesandter, und er verläßt dich nicht, und wenn er auch ein

Wunder wirken müßte dir zuliebe, und wenn er dir einen Engel schicken müßte, wie dem Hl. Joseph in Ägypten im heutigen Evangelium.

Ja, sagst du jetzt, beinahe täte es not, daß uns unser Herrgott einen Engel sende, der uns einen Weg weise, daß wir aus diesem Durcheinander, das der Krieg angerichtet hat, einen Weg finden, der uns aufwärts führe, damit wir keinen Schaden leiden an unserm Glauben und Gottvertrauen. Das Elend ist zu groß. Das viele Morden, und die armen Witwen und Waisen, die der Krieg schafft, und überhaupt die vielen Unschuldigen, die unter dem Kriege leiden, wie soll man sich dazu stellen? Geschieht das denn auch im Namen Gottes? — Gut, daß du die Rede darauf bringst. Wir müssen uns über diese Dinge Klarheit schaffen, wir wollen uns nicht den ersten Tag des neuen Jahres verleiden lassen und das ganze Jahr hindurch einen heimlichen Groll gegen Gott im Herzen tragen. Also die Frage ist: Warum müssen so viele Unschuldige leiden? Ehe ich eine Antwort darauf gebe, muß ich eine wichtige Bemerkung vorausschicken. Es ist verkehrt, anzunehmen, Unglück und Heimtückung seien immer eine Strafe für begangene Sünden. Schau doch nur auf Maria, die allerheiligste Jungfrau. Die hat doch mehr mitgemacht, als alle Menschen zusammen. Und doch hat niemals auch nur der Hauch einer Sünde den Glanz ihrer Seele getrübt. Sie ist die reinste, heiligste Person, die je gelebt hat, und so viele andere Heilige sind, wenn auch nicht in gleicher, so doch in ähnlicher Lage wie sie. Die Leiden können eine Strafe für die Sünde sein, müssen es aber nicht. Der erste und höchste Zweck der Leiden ist die Führung zu Tugend und Vollkommenheit. Denn die Leiden läutern, streifen die Anhänglichkeit an die Erde ab, vermehren unsere Kraft, unsere Gottes- und Nächstenliebe, unsere Verdienste und dadurch unsere Seligkeit. Wir müssen also die Leiden nicht als eine Wirkung des göttlichen Hornes, sondern als Ausfluß von Gottes Barmherzigkeit ansehen. Wenn kleine, unvernünftige Kinder Schmerzen und Mißgeschick erfahren, dann geschieht das, damit dadurch die Tugenden anderer offenbar werden und Gott geehrt und verherrlicht werde. Das also ist die Erklärung für das, was beim Beginn des neuen Jahres so viele Menschen und gerade die frommsten bedrückt und bedrängt. Hier muß ich aber eine wichtige Ergänzung beifügen. Wir Menschen mit unserem kurzen Verstand können niemals sagen: Der und der, oder die und die sind so fromm und unschuldig und verdienen ganz gewiß nicht die große Heimtückung, die über sie hereingebrochen ist. Warum können wir nicht so sagen? Weil wir meistens nach dem Äußeren urteilen. Gott aber, mit seinem unendlich scharfen Verstand, sieht tiefer als wir. Er durchschaut unsere geheimsten Gedanken. Und wo die Menschen nicht hindringen mit ihren Augen, da bemerkt Gottes Auge noch Schatten und Wolken von Sündhaftigkeit, die er hier strafen muß, da er unser in der Ewigkeit schonen und uns den ungekrübten Himmel kosten lassen will. Daraus geht auch hervor, wie die Heiligen und Gottesgelehrten so schön bemerken, daß die Leiden ein Zeichen der Auserwählung seien. Das will sagen: Wer viel heimge sucht wird, kann sicher auf den Himmel rechnen, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht schimpft und flucht und ungeduldig ist in seinen Leiden, sondern einen gottgefälligen Gebrauch davon macht.

Also in Gottes Namen! Das sei in Wahrheit unser Spruch am Neujahrstag, so kräftig und überzeugend, wie es aus unserem Herzen nur kommen kann. In Gottes Namen voran auf dem Weg zum Himmel! In Gottes Namen will ich streiten und mir Gewalt antun, um die zu überwinden, die mir den Weg zum Himmel versperren. In Gottes Namen will ich leiden und dulden und besonders die harten Kriegssopfer tragen. Auf Gottes Namen und Verheißung will ich hoffen und vertrauen, daß uns Gott im Himmel droben bald einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden verleihen wolle. In Gottes Namen will ich leben und sterben! Bve.

Zur Jahreswende 1915

Ein schwerer Stundenschlag! Das Jahr dahin:
Das schicksalsschwere Neunzehnhundertvierzehn
Was es uns gab, verbleibt vor all dem Schweren,
Das es uns leuzend auf die Schultern legte.

*

Es schien so still die Welt, des Friedens froh:
Ein Mörderstoß — ein Daßschrei — ein Gebet —
Auf einmal gell dert eisenharte Schrei:
— — — — — Krieg! — — — — —

Er fliegt mit blut'ger Schwinge übers Land.
Ein rasend wilder Ruf, ein mächt'ger Griff,
Und knarrend steht das Rad der Welt. Und dann:
Es hebt von neuem an — ganz andern Lauf.
Und „Abschiednehmen, Sterben und Begraben!“
Heißt dieser Stunde traurig Felsgeschrei. — — —
Fabrikföhren heulen: „Dalli, So!“
Da steht die Arbeit, schaut dem Krieger nach,
Der das zerschlägt, was eifrig sie geschmiedet.
Der Schnitter horcht, ihn rief's im fernsten Tal,
Nun geht er schmetternd durch die Menschengraat;
Mit ihm geht stolz des Wissens stiller Freund,
Nun Streiter, wie sein tatenfroher Schüler.
Und wo des Krieges Söhne kämpfend schreiten:
Verstampfte Ernte, rauchgeschwärzte Hütten,
Nur Trümmer, Menschenleichen, Trümmer! —
Die Mutter, Gattin, Braut, das Kindlein weint,
Selbst wenn die Glocken jubelnd Sieg verkünden. — — —
's ist Krieg! 's ist Krieg! Und anders seh' ich nicht
Von dir, du blutig Neunzehnhundertvierzehn!

Ein schwerer Stundenschlag! Das Jahr ist da:
Das unenthüllte Neunzehnhundertfünfzehn! —

O bring den Frieden wieder, dunkles Jahr;
Und „Wiederseh'n und Leben und Erblüh'n!“
Sei deine Losung, dein belebend Wort! —
Laß wieder stark an Eß' und Amboß steh'n,
Wer sich der großen Arbeit zugeschworen;
Laß ruhig wieder Pflug und Egge furchen
Du doppelt froher, doppelt reicher Ernte;
Laß wieder still sich über Bücher bücken,
Wer hochgeschwelter Brust das Schwert nun schwingt!
Und wo ein Krieger ruht, laß Rosen blüh'n,
Die in dem Kelch die sel'ge Kunde tragen:
„Bei Siegern ruht er froh — ein ew'ger Sieger,
Den Seinen, lichtverklärt, nun doppelt Schützer!“ —
Und Deutschlands Kaiser laß, ein Held mit Helden,
In freud'gem Siegeszuge Heimkehr finden:
Das Auge hell, die Brust des Dankes voll,
Und in den Händen deine reiche Gabe:
Ein freies, großes, starkes Deutschland,
Das über Land und Meer die Schwingen reckt,
Das Recht beschützend und den Frieden schirmend;
Des Kreuzes hehrer Ruhm sei ihm Parole,
Des Kreuzes Segen reichster Lohn und Schutz;
Daß so dies Jahr den Ehrennamen trage:
„Das friedensfrohe Neunzehnhundertfünfzehn!“

Du Gott, in Macht und in Gerechtigkeit,
Hör' diesen Ruf, gib segnend die Erfüllung —
Und ewig sei dir Dank und Benedingung!

PHB.

Der hl. Makarius — ein unermüdlicher Kämpfer

(2. Januar.)

Ein Kriegsdienst ist des Menschen Leben auf Erden.
(Job. 7, 1.)

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts ging ein junger Mensch mit hellen Augen und weithin klingender Stimme durch die lauten Straßen der Weltstadt Alexandrien und rief nach Käufern seiner süßen Honigluchen, seiner würzigen Brötchen und seines köstlichen Raschwerks. Er machte gute Geschäfte, und sein Herz schlug voll Freude höher, wenn er die klingende Münze in der Hand hielt. Doch, wenn er des Abends in seinem einsamen Häuschen den Tag überdachte, kam ihm alles so nichtig vor, er fühlte sich so ungesättigt trotz des reichen Gewinnes; kurz: er war nicht glücklich!

Da stieß er eines Tages auf das Wort des Herrn: „Niemand kann zwei Herren dienen. . . . Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Dieses Wort bohrte sich erst schmerzlich in seine Seele, wurde ihm aber immer süßer und schließlich zum Himmelslichte, das reicher und reicher in sein Inneres flutete. Er ließ sein zierliches Verkaufskörbchen stehen, gab sein ganzes Vermögen den Armen, eilte in die thebaische Wüste (Ägypten) und wurde ein Schüler des Einsiedlers Antonius. Es war um 335 n. Chr. Der große Makarius stand am Anfange seines Weges, der ihn zu den höchsten Höhen christlicher Vollkommenheit führen sollte. Am Anfange! Bis zum Ende brauchte es noch vieler, vieler Kämpfe, die der nimmer müde Streiter alle herrlich bestand.

Den Anfängern im geistlichen Leben hilft Gott durch Gnade und Trost gewöhnlich über die Schwierigkeiten, die jeder Beginn bietet, hinweg. Bei Makarius war es anders! Der Gedanke, ob er auch wohl aushalte, quälte ihn Tag und Nacht. Als dieser Gedanke des Kleinmuts überwunden war, melbten sich die Eifflüsterungen des Stolzes und der Eitelkeit. „Du mußt unter die Menschen und Wunder wirken, wie der und jener!“ raunte ihm der Versuchter zu. Ununterbrochen lag ihm dieser Ruf im Ohre, sodaß er sich an seine arme Zelle anklammerte und rief: „Nun reiß mich von hinnen, wenn du kannst!“ Als er auch darüber hinaus war, reizte es ihn, doch wenigstens nicht immer am selben Orte zu

bleiben, sondern sich eine andere, passendere Zelle anzusehen; er nahm einen schweren Sandack auf die Schulter, ging so langsam in der Wüste umher, bis er froh war, wieder in seiner Zelle zu sein.

Nach ein paar Jahren steten Kampfes ging er dann in eine andere Wüste, wurde hier Priester und Abt einer großen Brüdergemeinde. Aber auch hier suchte er in unermüdlichem Kampfe die letzte Faser des eigenen Ichs aus dem Herzen zu reißen. Wie sehr der Geist der Selbstverleugnung sein eigen war, wie sehr er durch ihn auf die Brüder übergegangen war, zeigt die bekannte Geschichte von der Weintraube, die vom Abte zu allen Brüdern und zum Abte zurückwanderte; jeder wollte sie seinem Mitbruder zukommen lassen.

Nachdem er auch noch beim großen Vater der morgenländischen Mönche, dem hl. Pachomius, gewesen und da erbaut worden war und erbaut hatte, kam noch einmal, obwohl er tief im Alter des Lebens stand, der Kampf über ihn. Die Irrlehre des Arius wagte sich auch an die Helden der Wüste. Kaiser Valens (364 bis 378), ein wütender Katholikenhasser, suchte im Verein mit dem gleichgesinnten Erzbischof von Alexandrien, Lucius, den hochangesehenen Makarius auf seine Seite zu bringen. Doch auch in diesem Kampfe blieb der Heilige Sieger. Auf eine einsame Insel verbannt, die nur Heiden bewohnten, bekehrte er diese, sodaß er von seinem Feinde, um nicht durch ihn noch mehr besiegt zu werden, wieder in die Wüste entlassen wurde; wo er dann im sechzigsten Jahre seines Ordenslebens zu dem einging, der einst gesagt: „Dem Sieger will ich Himmelspreise und einen neuen Namen geben!“ Es war um 395.

Das Leben des hl. Makarius ist eine herrliche Bestätigung des Wortes: „Wer mein Jünger sein will, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“ Insofern wir diesem Worte und dem obengezeichneten Leben nachstreben, werden wir hier voll des Glücks und des Friedens — trotz des Kampfes — sein; droben aber in den Reihen derer steh'n, die unverwundliche Kronen tragen!

PHB.

Wer, seine Freiheit zu erretten,
Der Tugend sanfte Bande löst,
Den schließt mit zehnfach stärkern Ketten
An seinem Joch das Laster fest.
Drum lerne selbst dich überwinden!
Dies ist der Tugend schönste Pflicht.
Wie wirst du Ruh' auf Erden finden,
Bezähmst du deine Triebe nicht!

(Gallijch.)

Aus dem Schatz liturgischer Schönheit

Die Epistel der heutigen Messe als
Jahresprogramm.

In der hl. Messe tritt uns ein Teil stets als Lehrer entgegen, sodaß wir nicht nur opfernd Gnade für Gnade empfangen, sondern auch einen Wink zum rechten Wege — deutlich und licht: es ist die Epistel, das Lehrstück der Messe, dessen Inhalt immer dem reichen Buch der Bücher entnommen ist. Das heutige Lehrstück weist uns den Weg von der Erde dunklen Pfaden zu des Himmels lichten Höhen nicht nur für einen Tag oder eine Woche, sondern für das ganze neue Jahr, das uns Gottes Güte schenkte. Gerade für das folgenschwere Neunzehnhundertfünfzehn kann es aufs passendste zum Programm dienen. Ich setze es her und füge dann ein paar Gedanken an, die dieser Jahresanfang im Anschluß an die Epistel uns nahelegt. St. Paulus schreibt an seinen Liebling Titus (Kap. 2, 11—15):

„Geliebtester! Es ist erschienen die Gnade Gottes, unseres Seligmachers, allen Menschen und lehrt uns, daß wir der Gottlosigkeit und allen weltlichen Lüsten entsagen und sittsam, gerecht und gottselig in dieser Welt leben, indem wir erwarten die selige Hoffnung und die Ankunft des großen Gottes, unseres Heilandes Jesu Christi, der sich selbst für uns hingegeben hat, damit er uns von aller Ungerechtigkeit erlöse und sich ein Volk darstelle, das er sich zu eigen nehmen könne, das guten Werken nachstrebt. So rede und ermahne in Christo Jesu, unserem Herrn!“

„Aller Gottlosigkeit und weltlichen Lüsten entsagen!“ Das hat uns auch der Krieg gepredigt, und zwar mit einer Eindringlichkeit, die dem größten Missionar nicht gegeben ist. Und man hat dieser Predigt nicht nur bereitwillig gelauscht, man hat ihre Forderungen auch in die Tat umgesetzt. Aber den Fall gesetzt, wir schließen einen Frieden, der uns Großes in die Hand gibt: wird auch dann noch die Predigt wirken und befolgt werden? Werden bei einer siegreichen Heimkehr unserer Truppen nicht alle guten Vorsätze ins Wasser fallen? Nein, das darf nicht geschehen! Wir müssen, wenn uns dieses Jahr, wie wir zuversichtlich hoffen, den Frieden bringt, auch bei der Feier unseres Erfolges „aller Gottlosigkeit und weltlichen Lüsten entsagen“; unsere Friedensfeier muß freudigen Dank gegen den Allerhöchsten, nicht schmachvolle Beleidigung Gottes an der Stirne tragen: das sagt uns diesmal die Neujahrsepistel! Die wir das Schwert so herrlich gebrauchen lernten, müssen auch bei dem Friedensjubel zeigen, daß wir Meister über uns selbst sind; müssen zeigen, daß wir nicht nur in opferreicher Zeit ein Volk Gottes darstellen konnten, daß wir auch beim Empfange des ver-

schwebend und pendelnd Friedens den größten Stolz darin haben, ein Volk zu sein, das „guten Werken nachstrebt“.

Doch nicht nur negative, sondern auch positive Arbeit sollen wir leisten im neugeschaffenen 1915! Wir sollen die hoffentlich kommende Friedensfeier nicht entehren durch unedles Verhalten; wir sollen aber auch nach dem Frieden „sittsam, gerecht und gottselig leben“. Was das bedeutet, weiß jeder, der offenen Auges durchs deutsche Volk gegangen. Es war vor dem Kriege manches zu tadeln. Es muß manches anders werden im gesamten Lebensgenuss! Die drückende Schwere des gewaltigen Ringens um unser politisches Sein, das Tag für Tag Tod und Verwundung in unsere Reihen trägt, hat all den weltlichen Wunder, all die fremde Blüte und Gottlosigkeit weggesetzt. Das muß auch nach dem Kriege so bleiben! Wir müssen wieder eine echt deutsche und deutsche Mode haben; wir müssen uns trotz des zu erhoffenden Erfolges bescheiden lernen in jeglichem Lebensgenusse; wir müssen wieder die Hände im Gebete zu falten lernen — auch die, die es vor dem Kriege nicht konnten, und denen die Not der Stunde nun Lehrmeisterin ist. Es muß wieder von jedem Deutschen heißen können: „Wer ist ein Mann? Wer beten kann!“

So muß die gewaltige Gnade des Sieges über übermächtige Feinde den gebührenden Dank finden in einem echt christlichen Leben. Dies verlangt aber auch die Stellung, die uns ein siegreiches Ende dieses Krieges geben muß. Wir haben als christliches Volk mit Gott gesiegt; wir müssen uns auch nach dem Siege als christliches Volk erweisen, damit unser Sieg für immer Frucht trage, damit wir als christliches Volk in alle Zukunft groß und stark dastehen und nicht an den großen Gaben des Friedens zugrunde gehen.

Doch Maßhalten bei der Siegesfeier und Durchhalten in echt deutsch-christlichem Leben sind große Gnaden Gottes; vielleicht größere, als die Gnade des Sieges selbst. Auch diese Gnade muß erlitten werden! Deutscher Mann, deutsche Frau, laß dich durch die Lesung der heutigen Festerlesel zu diesem Gebete aufrufen! Zum Gebete um Frieden in diesem Jahre, um einen baldigen und ganzen Frieden. Aber bete auch um die Gnade, daß das deutsche Volk recht den Sieg zu feiern wisse und nach dem Siege so lebe, daß dies Leben gereiche Gott zur Ehre, dem Vaterlande zu stetem Wohl und Nutzen.

Ja, aber wenn uns dieses Jahr den Frieden nicht bringt? Dann haben wir erst recht Grund, „aller Gottlosigkeit und allen weltlichen Lüste zu entsagen und sittsam, gerecht und gottselig“ zu leben. Einmal, damit wir die Lasten des Krieges mannhafte und ungeboren weitertragen; dann aber auch, damit unser Flehen um Sieg und Frieden umso mehr Erhörung finde. Auf jeden Fall sind St. Pauli Worte für das angebrochene Jahr Richtschnur unseres Handelns, die uns dahin führt, daß wir einst im Scheine der Ewigkeit das Jahr 1915 segnen, weil es selbst als hartes Kriegsjahr dreißig-, sechzig- und hundertfältige Frucht getragen — ein ewiger Gewinn!

PHB., Franziskaner.

„Es ist Gottes Wille“

Neujahrsskizze von Edith v. Claar.

Die Glocken läuten das neue Jahr ein, das Jahr 1915. Wie ernst und feierlich braust das Geläute über die große Stadt, hinauf zum sternbesäeten Himmel. Ernster, feierlicher als an früheren Jahreswenden lauscht das Volk den mächtigen Klängen und nirgends herrscht die ausgelassene Fröhlichkeit, die sonst am Neujahrsanbruch Straßen und Plätze erfüllt. Weit mehr, weit sehnuchsvoller als sonst richten sich Augen und Herzen empor zu dem, der den Völkern Jahre und Zeiten gibt, der Welten erstehen macht und vergehen läßt, dessen Hauch Staaten verweht und Meere vertrocknet. Ja, es ist eine ernste, eine tiefste Jahreswende! Die Welt ist heimgesucht vom Jorne Gottes. Krieg und Jammer erfüllen weite Länder und Wehklagen schallt über viele, viele Lippen! Tod und Grauen suchen und finden reiche Leute, und die Tränen fließen wie die Ströme zum Meere.

Wer könnte da mit Freunden das neue Jahr begrüßen, wer könnte es von Herzen willkommen heißen und ihm jubeln?! Es tritt die Erbschaft des alten Jahres in ihrem ganzen Umfange an und der Blick in seine Tage läßt noch vielen Kummer und großes Leid voraussahnen.

Ahnen, voraussahnen will der Mensch. Aber Gottes Wille, Gottes Warten läßt sich nicht ahnen, voraussahnen, es ist für den Menschen ungründlich. Aber eines wissen wir, daß ohne seinen Willen kein Haar vom Haupte des Menschen fällt, daß ohne seinen Willen kein Sonnenschein und Regen, daß ohne seinen Willen kein Menschenwerk. Und wie er im verfloßenen Jahre Tag und Nacht, Sommer und Winter gab, so wird er auch im neuen Jahre seines Willens Erfüllung geben.

*

Milde Gaben!

für unsere bedrängten Missionsanstalten, Klöster, -Institute, und Waisenhäuser werden zur Weiterbeförderung in der Geschäftsstelle angenommen. Die Not ist groß; dringende Hilfe ist notwendig. Im Voraus ein herzl. Vergelt's Gott!

Am Fenster des kleinen Zimmers stand das junge Weib und lauschte hinaus in die Nacht. Als es die Glockenklänge gehört, da war es ihm, als wenn sie gerufen: „Komm und schau zu den Sternen!“

Jetzt blickte es hinauf zu den glänzenden Höhen und die Strahlen der Sterne blühten wieder in den Tränen, die ihren Augen sich entzogen.

Dort oben weilt der geliebte Gatte; er war auf Frankreichs Schlachtfeldern gefallen und sie kannte nicht sein Grab. Nur Gott kannte es, und er wußte auch, daß sie ihn ewig in ihrem Herzen tragen würde, ihn, den sie so heiß geliebt. Er schaute heute gewiß auf sie herab, auf sie — und sein Kind, das da drinnen im Bettchen schlummerte!

Als er fortzog, da hatte er sie geküßt und in seinen strahlenden Augen lag ein hohes Glück.

Wenn ich wiederkomme, dann sind wir nicht mehr allein, dann küsse ich mein Kind, das mir der Himmel schenkt.“

Gott hatte ihm das Kindlein geschenkt, aber er hatte ihn gerufen zur ewigen Herrlichkeit. Nicht sollte er auf Erden sein Söhnlein Herzen und küssen, nicht sollte er die Freuden des Vaters genießen.

Das junge Weib trat vom Fenster zurück. Am Bettchen des Kindes sank es in die Knie und schluchzte laut.

Der Kleine erwachte. Seine hellen Augenlein blickten die Mutter an, die es emporhob und durch Tränen in die Augen-Sternlein blickte.

„Das sind deine Augen, Geliebter, jetzt schaust du mich und dein Kind an!“

Seliger Trost zog in des Weibes Herz; es war, als wenn des Vaters Hand sie segne!

Tief neigte es sich zum Kusse auf des Kindleins Stirn.

„Es ist Gottes Wille!“

„Amen!“ läuteten die Glocken.

*

„Mutterle, horch, die Neujahrsglocken läuten.“

So klang es jubelnd aus der Kinder Munde, die sich zum Fenster drängten. Es waren ihrer fünf.

Da standen sie dichtgedrängt und lauschten.

„Weißt du noch, Mutterle, im vorigen Jahre haben wir, als die Glocken läuteten, mit dem Vater gesungen und gebetet“, sagte das größere Mädchen.

„Und Kuchen gegessen“, meinte der kleine Junge.

„Ja, Kinder, ja“, sagte die Frau, die noch eifrig im Zimmer tätig war.

Wie es ihr heiß ums Herz wurde. Sie seufzte tief. Im vorigen Jahre war es noch anders. Da lebte der brave Gatte noch, der so treu für sie sorgte. Wie hatte er sie und die Kinder lieb. Da kam der Krieg und eines Tages die Kunde, daß er gefallen war.

Tot der Gatte, tot der sorgende Vater! Was sollte nun werden?

Gute Menschen unterstützten sie, halfen ihr über die Not. Und es wird auch weiter für sie und die Kinder, die doch noch nichts verdienen konnten, gesorgt werden.

Doch der Gatte fehlte, der so gut und so besorgt war.

Die Frau hielt in ihrer Arbeit inne und stützte den Kopf in die Hände. Die Tränen rannen über ihre Wangen.

Da kamen sie aber schon heran, die Kinder. Und sie schlangen ihre Arme um der Mutter Hals und herzten und küßten sie.

„Mutterle, sei still, Vaterle ist ja im Himmel und er sieht uns alle!“ so klang aus Rindermunde.

Die Frau umfaßte zärtlich alle die Kleinen.

„Ja, Kinder, es ist Gottes Wille!“

Und dann beteten alle für den lieben Vater und die Glocken läuteten das Te Deum dazu.

*

Der alte Rechnungsrat hatte sich noch eine Pfeife angezündet.

„Wollen wir nicht zu Bette gehn, Vater?“ fragte seine Gattin.

„Nein Mutter, heute ist Sylvester, ich muß die Neujahrsglocken hören.“

„Aber wir sind so allein —“

„Grade deshalb“, sagte der alte Herr laut und ging im Zimmer auf und ab.

Seine Gattin saß still am Tische und las in einem Gebetbuche. Wie sie so verharrete, fielen langsam heiße Tränen auf die Blätter.

„Mutter, ich glaube gar, du weinst?“ meinte der Rechnungsrat und blies starke Wollen aus seiner Pfeife. Dann aber legte er den Arm um seiner Gattin Schulter und sagte zärtlich:

„Nicht weinen, Mutter! Sei stolz darauf, daß deine Söhne für das Vaterland den Heldentod starben. Gott hat sie dieser Ehre gewürdigt.“

Er zerbröckelte eine Träne in seinem Auge.

„Es waren doch liebe, herzige Jungs“, meinte er leise, „aber“ — hoch richtete er sich auf — „das Vaterland brauchte sie!“

„Sie sind tot!“ schluchzte die Gattin leise.

„Tot, Mutter, nein, sie leben! Sieh dir die Jungs an“ — er trat an die Seite, wo große Photographien hingen, „sieh sie dir an, komm Mutter“ — und er zog die Schluchzende heran —

„die leben in unseren Herzen und droben im Himmel bei Gott! Er hat sie gerufen, es ist sein Wille!“

Da ertönten die Neujahrsglocken.

„Horch Mutter, horch! Die Stimme Gottes!“

Mit verkürtem Blick schauten die alten Leute zu den Bildern der Söhne auf.

*

Läutet ihr Glocken durch die deutschen Lande, verkündet zum neuen Jahre das Lob des Herrn und bringt in alle Herzen, die des Trostes und der Stärkung bedürfen, den Frieden und die Verheißung Gottes. Traget in mächtigem Schalle weit hinaus in Feindesland die Grüße der Heimat an alle die Teuren und Lieben, die für der Heimat Glück und Frieden kämpfen und dulden. Klinget hinauf zum Throne des Allerböchsten als innige Bitten um seine Gnade und jauchzet bald in freudigen Afforden über Deutschlands Gauen mit der Friedensbotschaft:

Es ist Gottes Wille!

Der Müller von St. Amand

19. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

„Was sagst du, wer?“

„Einer, der sein Grab drin finden möge“, knirschte der Müller. „Ein zum Feinde desertierter Legionär, der zurückgekommen ist und sich in die Mühle geschlichen hat, vermutlich, um eure Stellungen auszuspionieren. In letzter Stunde noch machte ich die Entdeckung.“

„Ah, gut, daß ich's weiß. Dem Schufte wollen wir das Handwerk legen, wenn wir ihn erwischen.“ Beißt Zeit war um, die letzten Reiter verschwanden eben in Rauch und Staub, die gleich fahlen Wolken über dem brennenden St. Amand lasteten. Dem Rosse die Sporen gebend, galoppierte er in langen Sprüngen seinem Regimente nach.

Im Dorfe tobte neues blutiges Morden. Unterstützt durch die Brigade Steinmeh, die aus dem Grunde gegen das von Besol besetzte St. Amand vorging, warfen Landwehren und Jäger den Feind bis hinter die Kirche zurück. Hier aber stand der Kampf, denn das Anrücken Bandammes von links und das Erscheinen der Brigade Devillers in der rechten Flanke der Preußen geboten dem weiteren Vordringen Halt.

Während an den Umfassungsmauern der Kirche Mann gegen Mann mit wütender Erbitterung im Einzelkampfe focht, schwenkten die Ulanen zur Mühle ab. Die in den Vorgassen nicht zu verwendenden Reiter sollten erst bei einem etwa nötig werdenden Rückzug zur Deckung des Fußvolks dienen, und Oberst von Litzow ließ die Mannschaften absitzen. Die Bügel im Arm, standen die Ulanen neben ihren Pferden.

Im Innern des turmartigen Aufbaues der Mühle saß auf einem Mehlsack in dumpfem Brüten Heinz Lichtwehr.

Die überraschende Schnelligkeit, mit der sich das Ungewitter einer großen Schlacht über der Gegend zusammenzog, war die Ursache seines Mißgeschicks. Von Stunde zu Stunde wuchs seine Verzweiflung. Durch das Fenster seiner hohen Warte sah er die Entwicklung und fast den ganzen Verlauf des Kampfes.

Auf dem grünen Hange zeichnete sich deutlich der Schimmel ab, der die kleine, unscheinbare Figur des großen Tyrannen trug. Jede leise Bewegung seiner Hand, jedes halblaute Wort seines Mundes pflanzte sich wie ein elektrischer Schlag durch die hundert Glieder des gewaltigen Heereskörpers fort, dessen unermüdlichem Ansturm die Preußen mit ebenso zäher Ausdauer einen Damm von Feuer und Eisen entgegenwarfen.

Dreimal schon waren die Franzosen an den flammenspeienden Mauern, Gärten und Hecken von Ligny abgeprallt, dreimal stürzten sie wieder vor.

Unter sich aber sah der Korporal die Massen von Freund und Feind sich unentwirrbar in den Gassen von St. Amand verfeilen. Keiner machte dem andern Plak, nur der Tod schuf Lücken, die sich sogleich mit frischem Leben füllten. Schauerlich klang das Knistern der brennenden Häuser herauf, der krachende Einsturz der Dächer, das Bersten der Mauern.

Er vernahm das Stöhnen der Erde, das Bittern der brennenden Häuser herauf, der krachende Einsturz der Dächer, das Bersten der Mauern.

Er vernahm das Stöhnen der Erde, das Bittern der Luft, das wilde Geschrei der Wut, und mußte hier, untätig, als ein waffenloser Mann, dem verzweifeltsten Ringen zusehen.

Manchmal packte es ihn wie Wahnsinn.

Dann schmetterte er die Fäuste gegen die Tür, dem Tier der Wildnis gleich, das hinter den Eisenstäben seines Käfigs in ohnmächtiger Wut die Taten schüttelt, oder er stieß gellende Rufe aus, die in dem tobenenden Lärm keines Menschen Ohr vernahm.

Und nun drang gar von der Rechten der dumpfe Donner fernen Geschützfeuers an sein Ohr.

Dort mußte Quatrebas liegen, dort standen wohl gar seine eigenen Kameraden im Feuer. Die Vorstellung machte ihn rasend, das Herz des Soldaten empörte sich wider die aufgezwungene Schande. Man schlug vielleicht die erste und letzte große, die Entscheidungsschlacht des ganzen Krieges, und er war nicht dabei!

Zweimal schon hatte er versucht, seinen Leib mit Gewalt durch das enge Fenster der Dachkappe zu zwingen. Aber als es fast schon gelungen, hatte er unten die siegreich vordringenden Franzosen bemerkt und sich mit schmerzenden Gliedern wieder zurückgewunden. Was nützte es ihm, dem Feinde als Gefangener in die Hände zu fallen. Er wollte ja kämpfen!

Da kam wie durch ein Wunder die Erlösung.

Wie ein Riesenvogel mit schwirrendem Fittich fauchte es draußen durch die Luft. Dann ein schmetternder Krach, von dem der Bau der Mühle bis zum Grunde erbehte, und zischend bohrte sich eine Paßkugel in ihren runden Leib. Zerplitterte Ziegeln stäubten umher, bröckelnd stürzte die Mauer nach, und gleich einer Wunde im lebenden Körper klappte vor Lichtwehrs Augen eine breite Oeffnung.

Vom grellen Tageslichte, das jäh durch das gährende Loch hereinbrach, geblendet, schnellte er von seinem Sitz auf.

Der Weg war frei!

Ein Sprung durch den Riß, und er stand auf der Galerie, die offen vor ihm lag. — — —

Das Einschlagen der Kugeln hatte die Augen der zunächst stehenden Ulanen nach oben gerissen. Verwundert hasteten ihre Blicke auf dem blassen Menschengesichte, das auf alle den Eindruck einer gespenstigen Erscheinung machte.

Nur Reit Noiger hatte sich schnell gefaßt. Er allein kannte ja die Wahrheit. Das war der schlechte, verräterische Kerl, von dem ihm sein Vater gesprochen!

„Ein Spion ist's, der sich dort versteckt gehalten!“ schrie er, „schießt ihn herunter, Leute!“

Die Karabiner flogen empor. Ein Schauer von schlecht gezielten Kugeln prasselte gegen die Mühle, zerriß die Backsteine und bohrte sich in das Holzwerk der Galerie.

Das alles war so rasch, so unerwartet gekommen, daß der Korporal nicht mehr durch das Loch hatte zurücktauchen können. Aber sich unverletzt fühlend und die Gefahr erkennend, stürzte er, ehe die Ulanen in die Mühle bringen und wieder laden konnten, vor, schwang sich auf der entgegengesetzten Seite über das Geländer und stand mit einem Sprunge unversehrt in der Tiefe.

Ein neuer Erfolg des Feindes schlug im gleichen Augenblicke zu seinem Glücke aus.

Nur einige seiner Leute waren dem Wachtmeister in die Mühle gefolgt. Die anderen hatten kaum bemerkt, was vorging, als auch schon der Befehl zum Auffischen erfolgte.

Die vor dem erneuten wütenden Ansturm Besols, Bandammes und Devillers zurückweichenden Regimenter stuteten heran und die Ulanen wurden zur Deckung ihrer linken Flanke beordert.

Ein Teil der Flüchtigen warf sich in die Mühle und schnitt Zeit mit seinen Begleitern den Rückweg zu ihrer Schwadron ab.

„Ob wir den Spigbuben die Schädel zu Fuß oder zu Pferde einschlagen, ist gleich“, rief der Wachtmeister seinen bestürzten Leuten zu. „Die Säbel heraus und drauf!“

Noch im Handgemenge, das am Eingang der Mühle tobte, war kaum ein Plak zum Gebrauch der blanken Waffe. Selbst Bajonett und Kolben wurden verschmäht, mit den bloßen Händen stürzte man auf die Feinde, entriß ihnen die Gewehre und würgte sie. Wut und Erbitterung waren gleich. „Keinen Pardon!“ hieß es auf beiden Seiten.

Inzwischen ward der Andrang der Franzosen übermächtig. Man mußte sich ins Innere des Gebäudes zurückziehen.

Zeit, der dem Himmel dankte, daß Vater und Geschwister noch rechtzeitig geflohen, leitete die Verteidigung der wohlvertrauten Räume.

Die Fenster der ausgeräumten Wohnstube wurden mit Mehlsäcken verstellt, aber hunderte von Kugeln rissen sie in Fetzen. Das Gemach füllte sich mit Toten und Verwundeten, die Wände waren mit Blut bespritzt. Mit von Staub, Schweiß und Pulverdampf geschwärzten Gesichtern schossen die Preußen durch die in Wand und Mauer geschlagenen Löcher hinaus, aber von Minute zu Minute wurden ihrer weniger.

„Teufel“, fluchte ein Feldwebel der schlesischen Jäger, „jezt fahren sie gar noch brunt bei der Kirche Kanonen auf.“

„Mögen sie! Lebendig bringen sie uns nicht heraus“, schrie Zeit mit seiner mächtigen Stimme. „Haltet aus, Kameraden. Ich will zum Dach hinauf und sehen, ob nicht Hilfe kommt. Vater Blücher wird seine Jüngens nicht verlassen.“

Ueber Leichen mußte er sich den Weg zur Galerie bahnen. Dann kletterte er wie eine Ase die Sprossen zur Kappe empor.

Aber was er durch das kleine Fenster erblickte, war kein Trost für die Tapferen. St. Amand war gänzlich genommen, das Dorf wimmelte von französischen Wassen. Selbst Le Dameau und Wagnele schienen verloren, denn von drei Seiten sah man den Feind gegen sie heranstürmen.

Plötzlich entstand ein fürchterlicher Lärm. Rings um Zeit krachte und knatterte es, der Turmbau der Mühle geriet ins Schwanken, wie von einem Orkan geschüttelt. Flammen schlugen mit roten Zungen auf und während Mauersteine, Dachplatten und Ziegel zu Boden prasselten, benahm erstickender Rauch fast den Atem.

„Granaten“, murmelte er, die Leiter wieder hinabsteigend, — das ist das Ende!“

Noch ehe er den Fuß auf die Galerie setzen konnte, erfolgte ein neues Krachen, schmetternd und ohrbetäubend, das ihm die Bestimmung raubte. Nur eine dunkle Empfindung hatte er noch, — als ob er fliege, einen letzten Gedanken, daß das Vaterhaus zu seinem Grabe werde.

Nach Minuten erst erwachte er und sah, was seine Rettung geworden. Auf einem Haufen Toter und Verwundeter lag er, die Arme um einen der Stützbalken der zerstückelten Galerie geschlungen, mit dem er unversehrt in die Tiefe gefallen.

Der Kampf war zu Ende, der letzte Verteidiger gefallen. Schon wälzten die Massen des siegreichen Feindes sich weiter auf Le Dameau zu.

Ueber ihm stand in Blut und Rauch die Mühle. Der steinerne Rundbau glich einem höllischen Ofen. Aus jeder Oeffnung schlugen in wilber Wut die Flammen heraus.

Noch waren die Flügel unversehrt geblieben. Aber jezt, da das gierige Element sie packte, begannen sie sich langsam zu drehen. Gleich glänzenden Schlangen lief die feurige Lohse an ihnen empor, und rascher und rascher sausten sie herum, ein Riesenrad, das wie ein brennendes Gerippe mit wirbelnden Kreisen die Luft durchschnitt. Dann brach die von der Wut verkokelte Achse, und mit gewaltigem Krachen schmetterten die flammenden Arme nieder, auf dem Boden in tausend dampfende Splitter zerfahrend.

(Fortf. folgt.)